

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 224.

Sonntag, 24. September.

1916.

Die Eierbachs-Mädels.

(I. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Sie gab Max, der sich als Eindringling vor dem Moment des Vorgestelltwerdens gefürchtet hatte, mit großer Herzlichkeit die weiche rundliche Hand und sagte heiter mit häuerlichem Knix:

„Freut mich, daß wir die Ehr' hab'n. Heut ist eine g'spässige G'sellschaft beieinander!“

„Machen S' nur keine Sprüche!“ brummte auch Eierbach, als Max sich entschuldigte, daß er es ohne Einladung gewagt habe. „Heut bin ich der Wirt. „Kom lustigen Winkel“ und wer kommt, ist recht, wenn er nur vorlieb nehmen mag.“

Das Vorzimmer des Ateliers war mit Tannenbäumchen und blauweißen Tüchern als eine ländliche Gaststube hergerichtet worden. Im Hintergrunde hatte man ein kleines Podium aufgeschlagen, das von einem grellbunten Vorhang abgeschlossen wurde. In großen Lettern prangte darüber ein Anschlag: Heute Gala-vorstellung der Gesellschaft Theatroskannen: „Der vergiftete Rebertäs.“ Eine grauenhafte Komödie in vier Akten.

Waldemar packte den Freund beim Arm und führte ihn mit pathetischer Bewegung vor einen untersehten jungen Mann in einem schabigen Samtrock, gelben Beinkleidern, einer rotfarbenen Krawatte und einem alten Zylinder und sprach mit rollendem R:

„Herr Direktor! Es ist mir gelungen, diesen noblen Herrn für unsere Gesellschaft zu gewinnen! Schaut er nicht unheimlich vornehm aus?“

Der Dicke mit dem lustigen, kugelrunden Gesicht flog wie ein Ball auf Max zu und umarmte ihn.

„O, Sie allein haben meiner außerlesenen Truppe noch gefehlt! Seien Sie gegrüßt! Ich engagiere Ihren schönen Frack und Sie mit der höchsten Gage! Dieser Frack allein muß volle Häuser machen, wenn wir in Großbadern und Berg am Raim unser Gastspiel eröffnen! Gestatten Sie, daß ich Sie nun mit den übrigen Sternen des Theatroskannen bekannt mache!“

Wunderliche Namen schlugen an das Ohr des Gastes und Max fand sich schwer zurecht. Er mußte Waldemar leise fragen, wie all diese kostümierten Menschen denn im Zivilleben hießen.

„Also der Direktor unserer Schmiere, das ist der Eiermacher Gröbber, ein urfideles Haus! Und dort der Kleine mit dem ernsten Kopf, der in Schwarz, der heut den Intriganten vorstellt, das ist der liebe, stille Wolf Lüders, auch ein Eierbach-Schüler; die komische Alte mit den zerdrückten Rosen und der nickenden Feder, das ist die Frau des Malers Haubenschnid, des umfangreichen Mannes, der als „bürgerlicher Hausvater“ hergerichtet ist. Die Naive im Backfischkleid und dem Rosenkranzchen — das ihr sehr schlecht steht übrigens —, das ist Anna Volbers, eine Freundin der Eierbachs-Mädels — aber wo bleiben denn die?“

Waldemar flüsterte es in ungeduldiger Erwartung und schaute unverwandt auf den Vorhang hinter dem offenbar noch gearbeitet wurde.

Und nun kam ein strahlendes lachendes Geschöpf hereingetanz in einem spanischen Kostüm. Waldemars entzückte Augen ließen Max keinen Zweifel darüber, daß es Trudel war, die neueste Flamme seines ver liebten Freundes.

„Amanda Waldbogel, erste Liebhaberin“, sagte sie lachend, mit einem Knix vor dem Theaterdirektor. Sie schaute mit glänzenden braunen Augen umher, begegnete bewundernden Blicken und rief übermütig:

„Bin ich nicht schön?“

Es klang so lustig und kindlich, daß die Frage gar nichts Vächerliches und Albernes hatte. Sie war wirklich schön. Ein Büschel roter Keilen lag prachtvoll in den üppigen dunklen Haaren; weiß und schlank stand die feine Nase in dem reizenden Oval des Gesichts, und der geblümte Seidenschal war mit viel Geschmack und Anmut um die hohe Gestalt geschlungen.

„Wie ein Bild von Venschlag schauen Sie aus! Man könnte Sie gleich auf eine Seifenschachtel malen!“ neckte ein blonder, junger Mensch, der Maler Willibald Kreuzer, der als der „jugendliche Liebhaber“ in einem verwachsenen, sommerlichen Knebenanzug steckte.

„Sie wären froh, wenn Sie mich malen könnten!“ antwortete Trudel schlagfertig. „Aber bei Ihnen langt's ja kaum zu einem toten Hasen!“

Waldemar klatschte lebhaft Beifall, erfreut, daß sie den Kollegen so schneidig abgetrumpft hatte. Kreuzer aber war gar nicht beleidigt, sondern sagte mit einem drolligen Zwinkern auf seinem blauen Buben gesicht: „Das wär' zu gefährlich! Wenn ich Sie malen würde, da müßten Sie sich gewiß in mich verlieben, und das will ich Ihnen gar nicht antun.“

„O, Sie guter Mensch! Und doch haben Sie sich heut' so verführerisch hergerichtet!“ lachte Trudel. „In diesem Matrosenanzügerl sind Sie schon unwiderstehlich!“

„Besonders die krummen Beine kommen so hübsch zur Geltung!“ spottete Waldemar boshaft. Er war ein wenig eifersüchtig auf Kreuzer, der gerade, weil er so jugenhaft und harmlos aussah, sich bei den Mädchen allerlei kameradschaftliche Freiheiten herausnahm.

Trudel lachte hell, als Falk sich nun wieder in Theaterpose versetzte und deklamierte: „O Königin, das Leben ist doch schön!“

Max stand recht allein unter den übermütigen und war nur froh, daß seine Rolle ihm eine gewisse Steifheit auferlegte. Er vermochte sich nicht in den lustigen Maskenton hineinzufinden und fand sie selbst langweilig und nüchtern. Schon bereute er, daß er sich in diese fremde Gesellschaft hatte mitschleppen lassen, denn sein Freund Waldemar bekümmerte sich nun auch nicht mehr um ihn.

Aber dann schlug eine ungemein sympathische Frauenstimme an sein Ohr und er konnte sich Grete Eierbach, der jüngeren Schwester, vorstellen lassen. Sie war heute die Heroine und trug ein recht einfaches, aus

zwei weißen Tüchern zusammengeklebtes griechisches Kostüm. Der hübsche Nacken, die schön geformten Mädchenarme blühten rosig aus dem Weiß hervor. Auch sie hatte eine hohe Gestalt, doch sie war nicht so schön wie Trudel. Max aber schien der Ausdruck der grauen Augen, des trostigen Mundes interessanter. Es lag mehr in diesem Gesicht. Da er ja nur ein stiller Beobachter war, fiel ihm bald auf, mit welcher ergebenen Augen der kleine Maler Rüders zu der großen stattlichen Heroine empor schaute, die ihn mit ihrem königlichen Wuchs weit überragte. Grete, die gegen die anderen jungen Leute ziemlich schroff und zurückhaltend war, eine echte Bajuvarin, behandelte den ernstesten, jungen Maler in dem schwarzen Intrigantennamantel mit einer vertraulichen, fast mütterlichen Güte. Die Max sich erst zu erklären vermochte, als er bemerkte, daß Rüders stark hinkte und verwachsen war.

Etwas verspätet kam noch ein Gast, auf den man gewartet hatte, der Maler Steinach, den Max auch schon kannte, ein Hamburger mit einer Sünenercheinung und einem großen rötlichen Bart. Er hatte sich eine Brotatdecke als Königsmantel umgeschlungen und ein Schwert charakterisierte ihn als den „Helden“. Es war wohl eine Erinnerung an ein früheres Fest, wenn er als „Botan, der Göttervater“, begrüßt wurde.

„Also endlich! Wo bleiben Sie denn so lang?“ fragte man ihn von allen Seiten.

Er entschuldigte sich etwas verlegen und war offenbar zerstreut und gedankenabwesend. Max, der ihm, erfreut, hier unter den Fremden noch einen Bekannten zu finden, die Hand schüttelte, merkte sofort, daß Steinach sich nicht so frei und behaglich der Feststimmung hinzugeben vermochte wie die anderen, die nun alle mit so lustigen, lachenden Gesichtern nach der kleinen Bühne schauten.

Es erschien zuerst der Theaterdirektor, zog seinen schäbigen Zylinder ab und erklärte in dem vortrefflich studierten Theaterdeutsch einer kleinen Schmiere: „Leider mußte das angekündigte Stück: „Der vergiftete Leberkäse“, heute unterbleiben wegen eines hohen Besuchs, der sich angesetzt habe und der es sich zur Ehre anrechne, mit den Mitglieðern der auseinanderliegenden Truppe ein Abendessen einzunehmen.“

„Bravo!“ riefen die Pseudoschauspieler. „Um so besser!“

Und nach einer Weile tat sich der bunte Vorhang auf und vor einem dunkelblauen Sintergrund erschien auf hohem Postament Grete als Bavaria mit dem Löwen ihr zu Füßen. Das „Kostüm“ des Löwen war nur aus einer Felldecke, einem Kobentopf und einer Mähne aus Sobelspänen hergestellt, aber er kauerte so ergeben vor der weißen Frauengestalt, daß er allgemeinen Applaus erntete. „Famos, Rüders! Kannst so bleiben!“

Bavaria aber, die ganz in der Haltung des ehernen Standbildes, den Vorbeerkranz in die Höhe hielt, begann nun zu sprechen:

Langweilig ist's, da oben steh'n
Und immer nur herunterseh'n
Auf meine gute liebe Stadt,
Die so viel nette Menschen hat.
„Du!“ sag ich zu mei'n Löwen heut,
„Wir geh'n jetzt einmal unter Teufel!“
Mich zieht's zu meinen Malern hin,
Weil ich ja die Bavaria bin!
Wir steig'n herunter von der Höhe,
Schmürgrab ins Bierbach-Atelier!
Da weiß ich mindestens von Sechsen,
Die fleißig bei dem Lehrer liegen.“

Es folgten nun allerlei Anspielungen, kleine Bosheiten und sanfte Hiebe, die den einzelnen galten und die große Heiterkeit hervorriefen. Max verstand nicht alle Scherze, aber er freute sich von ganzem Herzen über das hübsche Bild, über die lustige, liebe Mädchenstimme und es war ihm plötzlich, als würde alle verschüttete Lebensfreude wieder in ihm wach, als verstünde er mit einem Mal, mit frohem Echo in der eigenen Seele, den Künstlerhumor, die harmlose kindliche Faskingsheiter-

zeit, die aus allen Gesichtern lachte, am anziehendsten und mitforttreibendsten aus dem grauen glänzenden Augen der stolzen blühenden Bavaria.

Als dann die von Grete gezeichneten Tischkarten verteilt wurden und er zu seiner freudigen Überraschung die jüngere Bierbach zum Abendessen führen durfte, kam er sich so recht als Bevorzugter und Begnadeter vor.

In dem großen Atelier war mit Ratten und Tannengrün eine Art Laube hergerichtet worden, in der ein langer Tisch stand, mit grobem Bauernleinen gedeckt und mit Buchskränzen verziert, rote Papierlaternen leuchteten zwischen den Zweigen und gaben einen festlich warmen Ton. In recht vergnügter Stimmung setzte man sich zu dem einfachen Mahl.

„Es gibt nur den „königlich bayerischen“ Kalbsbraten!“ sagte Bierbach. „Also, lanat's zu, Kinder.“

Das Bier holten sich die Herren selbst von dem im Vorzimmer bereitstehenden Faß.

Grete bemühte sich anfänglich, ihre Rolle durchzuführen und als Heroine in geschraubter Rede zu sprechen. Aber die Rose entsprach ihrem Wesen so wenig, daß sie bald in ihr natürliches lebhaftes Blaußern verfiel. Ihr süddeutscher Tonfall, die Dialektwendungen, die sie brauchte, hatten für Max einen ganz originellen Reiz.

Sie selbst wunderte sich eigentlich, daß sie mit dem Tischnachbar, der ihr doch ganz fremd war, so rasch in eine so angeregte Unterhaltung gekommen war, denn sonst war sie ein wenig scheu vor Menschen, die sie nicht kannte. Unwillkürlich flößten ihr wohl der graue Bart, das graue Haar, das Waldemar dem Freund angepudert hatte, Vertrauen ein. Vielleicht auch die warmen, ernstesten Augen, die mit solchem Interesse an ihrem Gesicht hingen. (Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Skizze.

Von Tel. G. Ewald, 3. Bt. im Felde.

Schwach scheinen der Herbstsonne erste Strahlen durch den sich hebenden Morgennebel. Ein schöner Tag verspricht es zu werden. Verklärt und wie im tiefsten Frieden liegt die kleine französische Stadt da. Außer Beronne ist es ziemlich die größte Ansiedlung hinter der Sommetront. Die Ruhe des Städtchens wird nur gestört durch das aus der Ferne herübertönende Geschützfeuer und durch das unaufhörliche Gerassel der Artillerie-, Munitions- und Proviant-Kolonnen, die beladen zur Front fahren oder leer zurückkommen. So geht es seit Wochen schon Tag und Nacht. Steigt des Tages Sonne höher, dann wird es lebendig im Städtchen. Vor dem niedlichen Rathaus versammeln sich um 7 Uhr die französischen Bauernmädels, um sich bei der Entearbeit nützlich zu machen. Mit ihren bunten Kleidern und durch ihre farbige Kopfbedeckung wirken diese Mädchen im reisenden Korn wie große bunte Blumen. Ist nun das Wetter recht klar, dann kann man mit Sicherheit auf den Besuch feindlicher Flieger rechnen. In Stärke bis zu zehn Flugzeugen beschreiben sie, unbekümmert um die zwischen ihnen plätschenden Schrapnells, ihre stolzen Kreise. Bis jetzt haben die in großer Höhe schwebenden Feinde uns noch wenig mit Bomben bedacht; in mond hellen Nächten allerdings haben sie versucht, Bomben zu werfen und auch lechthin einige abgeworfen.

Schauerlich schön ist der Anblick eines durch den Strahl des Scheinwerfers beleuchteten Flugzeuges und nervenaufpeitschend das heisere Belfern der Abwehrgeschütze, das nachfolgende Heulen der Granaten, das Aufleuchten der Trepienden Geschosse, der nachfolgende Knall, und dann zu sehen, mit welcher stolzer Ruhe der Riesenvogel dahinschwebt — unwissend, welches Ziel er sich ausgesucht. Doch bald folgt die Gewißheit — zwei kurze scharfe Explosionen, splitternde Fenster scheiben und es wird ruhig. Im nahen Kartoffelfeld sind sämtliche Pflanzen im Umkreis von zwanzig Meter herausgeschleudert, und einige Telefonleitungen sind zerrissen. Rasch wird während der ersten Tagesstunden der Schaden ausgebessert, so daß die Langschläfer gar nichts mehr sehen als höchstens die aufgewühlte Erde. Der Fliegerangriff ist dann auch rasch vergessen. Diese kurze Schilderung zeigt, daß auch wir die im Felde sind, die noch Sinn für Natur und Humor haben. (Bens. M.)

Aus der Kriegszeit.

Italia.

Du hast dereinst an Michels Arm gehangen,
Hast hinter seinem Rücken dich verschangt;
Dann hast du's Kollatieren angefangen
Und mehr als eine Extratour getanz. —

Doch er hat keinen roten Kopf bekommen,
Weil er nicht ahnte, daß du ihn betrogst;
Er hat den Treueschwur zu ernst genommen,
Obgleich du hin und wieder etwas logst.

Da sprangst du ab, du schmiegsam falsche Kabe,
Das kleine Raubtier läuft dem großen zu;
Glück auf nun zu des Briten Löwentapel
Der Michel aber spricht in guter Ruh:

„Ich habe dich als Bräutchen angeschmachtet,
Mit etwas überreichlichem Vertrau'n;
Die feile Dirne wird von mir verachtet,
Und — feile Dirnen sterben hinterm Baun!“

Hans Felgenhauer von und zu Riesa.
Koblenz, am Tannenbergtage 1918.

Soldatenbrief. (Hens. Mz.) „Kurland, den 3. Sept. 1918.
Liebe Eltern! Palet gestern und die Karte heute erhalten!
Doch sollt Ihr nichts schiden, wir bekommen zu essen, daß
wir aushalten können. Doch meinen besten Dank! In den
nächsten Tagen bekomme ich Urlaub. Daß Rumänien ange-
fangen hat! Nun, das war halt kurz vor Labenschluß, sonst
wäre es gar nicht mehr bedient worden, hoffen wir, daß es
auch einen kräftigen Denktzettel bekommt, denn wir im Graben
zweifeln nicht daran. Die Hauptsache ist, daß zu Hause nicht
so viel gejammert und gestöhnt wird, denn daß Entbehrungen
ertragen werden müssen, ist klar, und ich glaube nicht, daß es
in dieser Beziehung in Deutschland schlimmer bestellt ist als
bei uns im Graben. Wir sagen doch auch nichts, wenn es
noch schlimmer kommen sollte. Wir haben nur das eine Ziel
im Auge: „Durchhalten?“ und wenn das in Deutschland auch
beherzigt wird, dann können ruhig noch mehr Reider und
Feinde kommen, sie kriegen uns doch nicht unter. Also, wenn
Ihr so einen Pessimist findet, dann wascht ihm ordentlich den
Kopf. Nun seid herzlich gegrüßt und geküßt von Eurem
Willi Hallanah, Unteroffizier.“

Die politischen Sorgen des Flaggenfabrikanten. In
diesen Zeiten des politischen Ränkepiels, der ewigen Span-
nung und weittragenden Überraschungen ist auch jeder
Privatmann genötigt, sich irgendwie mit der hohen Kunst der
Politik zu befassen. Wie schwer es z. B. für einen ehr-
samten Flaggenfabrikanten ist, durch all diese Verwirrungen
zu steuern, geht aus der folgenden unterhaltenden Plauderei
des „X'œuvre“ hervor: „Gestern bin ich ihm begegnet — dem
Flaggenfabrikanten. Sein Gesicht glänzte vor Freude, er hatte
das Aussehen eines Mannes, der ein schwieriges Geschäft
glücklich erledigt hatte. „Endlich ist's so weit!“ rief er, wäh-
rend er neben mir auf der Terrasse des Kaffeehauses Platz
nahm. „Was?“ fragte ich. „Nun, daß Rumänien sich endlich
entschlossen hat, loszugehen. Das bedeutet für mich die
Rettung einer beträchtlichen Summe.“ „Haben Sie denn
daraufhin an der Börse spekuliert?“ „Nein. Aber ich habe
15 000 rumänische Fahnen hergestellt. Lange genug sind sie
fertig, bereits seit dem März 1915 füllen sie mein Waren-
lager. Gott weiß, daß die Rumänen mir graue Haare wachsen
ließen. Würden sie losgehen oder würden sie friedlich
bleiben? Im letzteren Fall wäre mein Vorrat verloren ge-
wesen, genau wie das bulgarische Lager. Denn, Sie müssen
wissen, mein Herr, daß ich mich von den Winkelzügen der
bulgarischen Politik an der Nase herumführen ließ. Als Bul-
garien sich auf die Seite der Zentralmächte schlug, waren
natürlich alle meine bulgarischen Flaggen futsch, und ein be-
trächtliches Stämmchen war verloren. Sie ahnen garnicht,
wieviel politischer Spürsinn in meinem Geschäft erfolgreich
ist. So ließ ich mir leider ein fabelhaftes Geschäft ent-
schlüpfen — ich vergaß nämlich in all der Kriegsverwirrung

ganz an Portugal? Nein Mensch! Krach. Portugal erklärt
den Krieg — und wer ist hereingefallen, wer hat keine por-
tugiesischen Fahnen auf Lager? Ich natürlich. Ich besaß
nämlich nur noch drei portugiesische Flaggen, und diese
stammten aus der Zeit der Braganza, so daß sie natürlich
nicht verwendet werden konnten. Abzugs, was die Bul-
garen betrifft, da muß ich Ihnen eine lustige Geschichte er-
zählen. Bei denen ist nämlich auch unsere Regierung mit
ihren Flaggen hereingefallen. In einem Regierungslager
liegen noch mehr als 5000 bulgarische Flaggen, die für den
Beitritt Bulgariens zu den Alliierten vorbereitet waren. Der
politische Flaggenfabrikant trau't sein Bier aus und schloß
philosophisch: „So etwas ist wenigstens ein Trost für unser
einen. Jetzt werde ich mit der weiteren Fabrikation warten,
so z. B. mit amerikanischen Flaggen, denn ich habe mein Ver-
trauen zu Wilson verloren. Mit dem Mann ist, fürchte ich,
für mich kein Geschäft zu machen! . . .“

Die Opium-Jagd auf den Dächern von Cardiff. Das
Faster des Opiumrauchens, das in England seit Kriegsbeginn
durch die zu Besuch weilenden Angehörigen überseeischer
Truppenkontingente eingeführt wurde und trotz schärfster Re-
gierungsmassnahmen bisher nicht unterdrückt zu werden ver-
mochte, hat dieser Tage in Cardiff zu einem merkwürdigen
Schauspiel Anlaß gegeben. Die Behörden der Stadt hatten
nämlich festgestellt, daß dort ein besonders eifriger Opium-
handel betrieben wurde, und schließlich entdeckte man, daß
das Zentrum dieser Verschörmung in dem Chinesenviertel
lag. Daher wurde eine genaue Untersuchung anbefohlen, und
die Schutzleute von Cardiff begaben sich auf den Kriegspfad,
um das in den Behausungen der Chinesen verborgene Opium
zu erobern. Wie die englischen Blätter berichten, nahmen die
Bewohner von Cardiff an diesem ungewöhnlichen Ereignis
lebhaftesten Anteil, und die Spannung steigerte sich noch, als
die gesuchten Chinesen nirgends zu finden waren. Endlich
kam einer der Verfolger auf den Gedanken, daß die Opium-
händler sich auf die Dächer ihrer Häuser zurückgezogen haben
könnten. Darum wurden die Häuser von verschiedenen Sei-
ten erklimmt, und die Jagd über die Dächer führte schließlich
zur Festnahme von nicht weniger als 16 Opiumverschörmern.

Die Gummischule. Während die Mehrzahl der In-
dustrien in Deutschland durch die Arbeit wissenschaftlich ge-
leiteter Fachschulen und besonderer Forschungsstellen unter-
stützt wird, begnügte man sich bisher bei uns auf dem Ge-
biet der Gummiindustrie fast durchweg mit Arbeiten nach
empirisch zusammengesehten Vorschriften, wobei zur Wahr-
nung des Geschäftsgeheimnisses und im Rahmen der kauf-
männischen Konkurrenz eine gemeinsame und wissenschaftliche
Weiterbildung vermißt wurde. Da aber gerade die Gummi-
industrie von ebenso vielverzweigter wie weiterbreiteter
Bedeutung ist, und da gerade die gegenwärtigen Verhältnisse
an die Gummierzeugung die stärksten Anforderungen stellt,
wird nunmehr in der Zeitschrift für angewandte Chemie die
berechtigte Forderung erhoben, diesem Mangel nunmehr ener-
gisch und mit Heranziehung aller beteiligten Kräfte abzu-
helfen. Hierzu wird derselbe Weg vorgeschlagen, den zahl-
reiche andere Industrien mit Erfolg beschritten haben, näm-
lich die Gründung von Fachschulen zur Heranbildung und
fachtechnisch-wissenschaftlichen Ausbildung des Personals. So
haben z. B. schon längst die Seifenindustrie, die Färbereien,
das Gärungsgewerbe, die Holzindustrie u. a. eigene Fach-
schulen und vor allem auch besondere Versuchslaboratorien
angelegt, wo die empirischen Methoden erweitert und auf
wissenschaftlich-praktischem Wege andauernd vervollkommen
werden. Während des Krieges zeigt sich eine begrüßens-
werte Zunahme des Strebens in dieser Richtung; so beabsich-
tigt z. B. die deutsche Lederindustrie im Anschluß an das
Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlen eine Forschungsstelle zur
Ausarbeitung wissenschaftlicher Methoden der Gerberei ein-
zurichten. Daß die Eröffnung ähnlicher Anstalten für die
Gummiindustrie nicht nur empfehlenswert, sondern auch ver-
hältnismäßig leicht durchführbar ist, beweist die Kautschuk-
abteilung der amerikanischen Universität Akron. Diese Hoch-
schule besitzt ein eigenes Kautschuklaboratorium, wo die Stu-
denten im Mischungsweisen, in der Kautschukanalyse usw.
unterrichtet werden. Daneben werden Vorlesungen über
Kautschukchemie abgehalten, und auch eine Versuchsfabrik zur
Herstellung von Gummiwaren steht den Studenten zur Ver-
fügung. Die im Kriege noch gesteigerte Bedeutung des
Gummis macht ein ähnliches System für unsere Gummi-
industriellen allmählich zur Notwendigkeit.

Schach

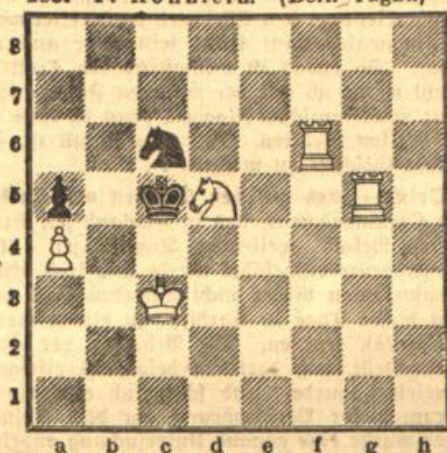
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 24. September 1916.

Aufgaben.

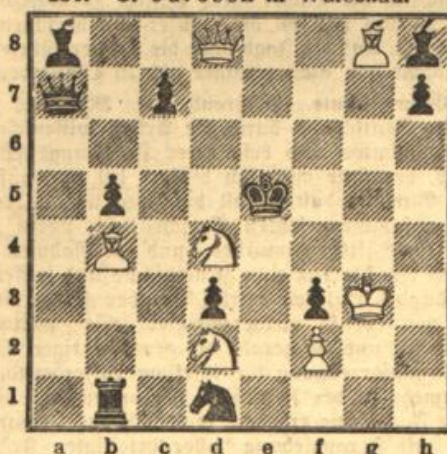
485. F. Köhnlein. (Berl. Tagbl.)



Matt in 3 Zügen.

Ein Problem, das eine scharfe, klassisch einfache Idee zum Ausdruck bringt. Der Verfasser, ein Meister der Partie, wie der Problemerkunst, der an den Kämpfen im Westen bis Anfang Juli teilnahm, wird leider seitdem vermißt.

486. O. Jarosch in Warschau.



Matt in 2 Zügen.

Partie 181.

Erste Partie des Wettkampfes Mieses—Dr. Tarrasch.
Gespielt zu Berlin am 9. September 1916.

Französische Eröffnung.

Weiß: Dr. Tarrasch. Schwarz: J. Mieses.

- | | | | |
|-------------------------|---------------------|-------------|----------------------|
| 1. d2—d4 | e7—e6 | 19. Le4—c2 | Ld7—c8 |
| 2. e2—e4 | d7—d5 | 20. Td1—d3 | Td8—d7 |
| 3. Sb1—c3 | d5×e4 | 21. Td3—a3 | a7—a6 |
| 4. Sc3×e4 | Sb8—d7 | 22. Ta3—b3 | Kb8—a7 |
| 5. Sg1—f3 | Sg8—6 | 23. Tb3—b6 | Th8—d8 |
| 6. Lf1—d3 | Sf6×e4 | 24. Da4—a5 | Td7—e7 ^{a)} |
| 7. Ld3×e4 | Sd7—f6 | 25. b2—b4 | f6—f5 |
| 8. Lc1—g5 | Lf8—e7 | 26. Th1—d1 | e6—e5 |
| 9. Lg5×f6 | g7×f6 ^{b)} | 27. a2—a4 | e5—e4 ^{a)} |
| 10. Dd1—e2 | c7—c6 | 28. b4—b5 | e4×f3 ^{a)} |
| 11. 0—0—0 | Dd8—c7 | 29. Tb6×a6+ | b7×a6 |
| 12. Th1—e1 | Lc8—d7 | 30. b5—b6+ | Ka7—a8 |
| 13. Kc1—b1 | 0—0—0 | 31. b6×c7 | Td8—d7 |
| 14. c2—c4 ^{a)} | Le7—b4 | 32. Lc2×f5 | Td7—c7 |
| 15. Te1—h1 | Lb4—d6 | 33. Lf5×c8 | Tc7×c8 |
| 16. c4—c5 | Ld6—f8 | 34. Da5×a6+ | Ka8—b8 |
| 17. De2—c4 | Lf8—g7 | 35. g2×f3 | Te7—d7 |
| 18. Dc4—c4 | Kc8—b8 | 36. Kbl—c2 | Schwarz gibt auf |

^{a)} Mit dem Läufer wiederzunehmen, ist natürlich das einfachste, aber Schwarz will der Partie ein eigenartiges Gepräge verleihen. Es entstehen jetzt für den Anziehenden, wie für den Nachziehenden schwierige Probleme. — ²⁾ Beide Teile verfolgen ihren Plan konsequent. Der des Nachziehenden besteht darin, die offene d-Linie zu einem Angriff auf den d-Bauern zu benutzen. — ³⁾ Damit Schwarz gelegentlich auf d-4 schlagen kann, ohne daß die Dame die Deckung durch den Turm verliert. — ⁴⁾ Ein grober Fehler, der durch Zeitbedrängnis verursacht wurde. Die richtige Spielweise ist 27. ... e5×d4. Weiß hat wohl darauf nicht besseres, als Lc2—d3. Schwarz muß dann Lg7—h6 spielen, um die Drohung Td1—c1 nebst b4—b5 zu verhindern. Es ergibt sich damit eine interessante, schwer zu beurteilende Stellung. — ⁵⁾ Besser war Ka7—b8. (Anmerkungen von Mieses in den „Leipz. Neuest. Nachr.“)

Auflösungen.

Nr. 481 (2 Züge). 1. Da1.

Nr. 482 (3 Züge). 1. Sb6, Ke5 2. Sc4+; 1. ... Kc5 2. Da5+; 1. ... Ke7; c5 2. D×d7+; 1. ... e3 2. Sc8+; 1. ... e5 2. Sf5+.

Richtig gelöst beide Aufgaben von: F. S., J. R., Dr. M., R. St., A. DL., Wdw. und K. L. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz zu Fulda.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Reihenrätsel.

Artillerie, Baumstamm, Blausäure, Entschlossenheit, Ferdinand, Flügelmann, Franziska, Gasthaus, Schäfer, Schwiegersohn, Stadtrat.

Die vorstehenden Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten und so fort im Zusammenhang eine im modernen Krieg vielverwandte, sehr gefährliche Waffe bezeichnen.

Pyramide.



Vokal.

Nahrungsmittel.

Bekräftigung.

Zahlwort.

Gilt in der Türkei.

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Dreisilbig.

Die ersten lenken die rüstige Fahrt,
Die letzte schmückt sich mit stattlichem Bart;
Und gehts in die Brandung des Lebens hinein,
So mag die Liebe das Ganze sein.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 446.

Bilderrätsel: Herzogtum Braunschweig. — Silben-versteckrätsel: Eroberung von Tutrakan. — Dreisilbig: Die Schafgarben. — Rätsel: Sieg, Geis. — Ergänzungsrätsel: Raub, Uhu, Mark, Ära, Narr, Ire, erst, Not. Die Anfangsbuchstaben: Rumänien; die Endbuchstaben: Bukarest. — Von der Front: Sommer, Sonne.



Illustrierte Kinder = Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 14.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die alte Gitarre.

Eine Erzählung aus der Zeit vor hundert Jahren von Gertrud Jacobi.

Nur in das große, dunkle Apothekerhaus am Markte des kleinen Städtchens J. trat, der konnte fast zu jeder Tageszeit die schönsten und fröhlichsten Lieder hören, die eine liebe, helle Mädchenstimme sang. Da gab es Frühlingslieder zu hören mitten im Winter, und wenn man dann in dem großen, gewölbten Hausflur stehen blieb und zuhörte, so sahen die riesigen, schwarzen Wandschränke, die in das Mauerwerk eingelassen waren, gar nicht mehr so finster drein, und das ganze Haus, das von außen einen so düsteren Eindruck machte, erschien viel freundlicher. Man empfand ordentlich die Warmherzigkeit der Menschen, die hier wohnten und schafften.

Und das alles vermochte eine klare Mädchenstimme hervorzuzaubern, die dem elfjährigen Hannerle, einem fröhlichen Blondköpfchen, gehörte. Wenn Hannerle mit den Puppen spielte, so sang sie, und wenn sie mit den jungen Mädchen tändelte, so erfand sie neue Melodien mit drolligen Versen. Und wenn sie den Großvater besuchte, der oben im Erker sein Wohnzimmer eingerichtet hatte, weil er von da über das Meer der Dächer hinweg hinaus in das Flugtal schauen konnte, so sang das Hannerle auch. Der Großvater lehrte sie mancherlei Liedchen, die zu seiner Jugendzeit gesungen worden waren, und wenn dann das Hannerle die Verschen und Melodien auswendig wußte, so nahm der Greis eine braune Gitarre von der Wand und begleitete Hannerles Gesang. Das klang so wunderschön, daß das Kind nie müde wurde zu singen, bis endlich des Großvaters Finger weh taten vom Spielen und er das Instrument wieder an seinen Platz hängte.

Da sagte eines Tages, als sie eben das hübsche Auferstehungslied von Geibel: „Und treut der Winter noch so sehr“ gesungen hatte, der Großvater: „Wie wäre es, Hannerle, wenn Du selbst lerntest, die Saiten zu zupfen und die Finger aufzustellen? Mir selbst wird es recht mühsam!“

An das Selbstspielen hatte das Hannerle noch gar nicht gedacht, und sie war rein außer sich vor Freude. „O, Großvaterle“, rief sie, „dann mußt Du mir ja die Gitarre geben, und ich kann singen und spielen, so viel ich will.“

„Nun“, meinte lächelnd der Großvater, „die Gitarre sollst Du schon später einmal haben. Jetzt aber sollst Du spielen lernen.“ Und Hannerle durfte sich das perlengestricke Band um die Schultern legen, und der Großvater stellte des Kindes Finger auf die Saiten. Sie mußte zupfen und probieren, bis sie nach und nach das Geheimnis ein bißchen zu begreifen begann. Bald aber waren die Fingerchen des kleinen Hannerle so müde

wie die des Großvaters. Sie mußte aufhören, und der Großvater nahm ihr das Instrument wieder ab.

„Nun will ich Dir die Geschichte dieser Gitarre, die wohl mehr als hundert Jahre alt ist, erzählen“, sagte er und strich leise über die Saiten. Hannerle rückte auf ihrer Fußbank näher, und der Großvater begann:

„Meine Mutter, Deine selige Urgroßmutter, hat auch in diesem Hause gewohnt, seit dem Tage, an dem sie mein Vater als seine junge Frau Apothekerin hier eingeführt hat. Denn das alte Haus war früher die Apotheke „Zur schwarzen Taube“. Als ich ein Knabe von zwei Jahren war, da mag es hier im Lande gar schlimm gewesen sein. Die Mutter hat es meiner Schwester Tina und mir später oft erzählt.

Also wir waren, Tina und ich, ganz kleine Kinder, als Napoleon das Land in Schrecken versetzte. Soldaten aller Völker, Franzosen, Russen, Preußen, Österreicher, sind damals durch das Städtchen gezogen oder haben gar hier Einquartierung genommen und den Bürgern das letzte Brot vom Tisch fortgeessen und den letzten Kupferdreier aus der Kasse des fleißigen Handwerkers geraubt.

Eines Tages sind die Russen durchgezogen, und weil die Leute ihnen nur eine mager Suppe haben geben können, da sie selbst nicht mehr hatten, haben sie die Talglichter aus den Leuchtern genommen und in die Suppe gebrocht und vor Vergnügen mit der Zunge geschmakt.

Im Frühjahr 1812 ist der Korse, der Kaiser Napoleon, durch Preußen gezogen und hat alle deutschen Männer unter seine Fahne zwingen wollen. Mein Vater, der Apotheker, hat auch mitgehen sollen, um Salben zu bereiten und Verwundete zu pflegen. O, wie hat da meiner armen Mutter das Herz gezittert. Sie stand so allein da in dem großen Apothekerhause. Nur der alte Doktor Werniger, Vaters Jugendfreund, ließ den Mut nicht sinken. Als eines Abends die Eltern beim Kerzenlicht im Laboratorium zusammengeseßen haben und die Mutter bitterlich geweint hat und gebangt, was denn nun werden solle, hat ihr der Doktor auf die Schulter geklopft und gesagt: „Die Frau Apothekerin muß eine tapfere Frau sein. Der Christian (das war mein Vater) wird hier bleiben, wenn Ihr, Frau Elisabeth, tapfer genug seid!“ O, und tapfer war meine Mutter! Die drei sind dann beim trüben Schein eines Rüb- öllämpchens hinab in das Kellergewölbe gestiegen, wo die großen Öltonnen und die Schmalzfässer standen. Dort hat der Doktor eine leere Tonne aufgehoben und der Vater hat müssen drunterkriechen. Und siehe, es ging gut.

„Wer weiß auch“, hatte nach dieser Probe Doktor Werniger gesagt, „ob die Offiziere hier durchkommen und den Christian verlangen, und wenn doch — so wird Gott uns helfen!“

Der Vater hat sich nun vor keinem Menschen mehr sehen lassen dürfen. Es hat so scheinen sollen, als sei er schon zu Napoleons großem Heere gestoßen. Die Apotheke war sowieso geschlossen und die Gehilfen heimgeschickt worden. Niemand war um uns Kinder als die Mutter und die alte Katharina, eine alte Kinderfrau, die der Mutter im Haushalt beistand. Wir haben in dieser Zeit selbst nicht geahnt, wo unser Vater sich befand. Wir sahen ihn nie. Die Zeit mochte meiner Mutter wohl recht schwer sein. Oft ging sie mit verweinten Augen umher. Abends, wenn wir alle im Wohnzimmer beieinander saßen, die Katharina mit meiner Schwester auf dem Schoß, da holte die Mutter ihre Gitarre von der Wand und sang mit ihrer schönen, lieblichen Stimme uns Kindern ihre Lieder. Denn Deine Urahne, liebes Hannerle, war als junges Mädchen eine gar gute Sängerin, und ihre Stimme hatte in Friedenszeiten, in jedem Konzert, das im Städtchen gegeben wurde, mitgewirkt und die Menschen entzückt. Siehst Du, Hannerle“, sagte der Großvater, und er blickte das Hannerle lächelnd an, „gerade so hell klang die Stimme meiner Mutter wie die Deine. Deshalb sollst Du auch einmal die Gitarre haben und Dich fleißig üben. Siehst Du — dies Instrument, so alt es ist, hat es doch seine herrliche Klangfülle bewahrt bis auf den heutigen Tag, genau so hell klingt es, wie die Erinnerung an meine Mutter!“

Der Großvater schwieg eine Weile, und eine Träne fiel mit leisem Klingen auf eine Saite.

Da fuhr der Greis in seiner Erzählung fort:

„Siehst, mein Hannerle, die Prophezeiung des alten Doktors ging leider nicht in Erfüllung. Eines Tages kam eine Menge Soldaten ins Städtchen und auch in unser Haus. Reichgezierte Reifewagen fuhren auf dem Markte auf, und Damen und Herren stiegen heraus, gepulvert in Samt und Seide. Meine Schwester Tina und ich meinten, nun müsse sich wohl ein Märchen draußen abspielen mit Prinzessinnen und Prinzen; aber es kam anders. Die reichgekleideten Herrschaften gingen in das Haus des Fabrikbesizers N., um dort Wohnung zu nehmen, denn N. hatte das schönste, reichste Haus in der Stadt.“

Mein Vater aber mußte sich nun ganz versteckt halten, denn die vermeintlichen Prinzen waren niemand anders als der König von Westfalen, Napoleons Bruder Jérôme, mit seinem Gefolge und vielen Soldaten, die im Begriff waren, gegen Rußland zu ziehen.

Wie mag meine arme Mutter vor einer Entdeckung ihres Mannes gezittert haben! Hatten doch die Offiziere, die bei uns wohnten, schon nach meinem Vater gefragt. Wir taten, als sei er fort und wir wußten nichts von ihm. Die Offiziere haben alle Winkel des Hauses durchsucht, aber gottlob nichts gefunden. So glaubten sie endlich meiner Mutter und wurden höflicher gegen sie und uns Kinder.

Am Abend aber gingen sie in das Haus des reichen Fabrikanten N., wo der König Jérôme eine Tafelrunde abhielt. Lustig soll es dort hergegangen sein. Nur eins hat der Gesellschaft gefehlt: die Musik. Niemand weiß, wie es bekannt geworden, daß meine Mutter eine begabte Sängerin war. Kurz, als wir Kinder im ersten Schlummer lagen und meine Mutter an unseren Betten Wache hielt, dröhnte der eiserne Türklopfer gegen das Haustor. Die Katharina hat hinabgerufen und gemeint, die französischen Offiziere kehrten heim und begehrten Einlaß. Da haben aber eine Menge Stimmen französisch durcheinander gequirlt und nur immer nach „Madame Elisabeth“ gerufen, bis die alte Dienerin meine Mutter gebeten hat, selbst nachzusehen. Mutter ist dann mit pochendem Herzen gegangen, ganz allein, weil Katharina bei uns Kindern zurückbleiben mußte, und hat mit den

Franzosen in ihrer Sprache verhandelt. Da hat sie denn erfahren, daß der König Jérôme ihr befohlen, sie solle in ihrem besten Kleide zu dem Feste kommen, um durch Gesang und Spiel auf der Gitarre den französischen Damen und Herren die Zeit zu kürzen. Wilde Drohungen haben die Männer ausgestoßen, als Mutter sich geweigert hat. So hat sie denn vom König die Zusicherung erhalten, daß ihr und ihrem Hause und allem, was darin sei, kein Leid geschehen solle, wenn sie komme. Meine Mutter hat wohl eingesehen, daß es keinen Ausweg gab, hat ein Tuch umgenommen und ist, nachdem sie der Katharina uns Kinder anbefohlen hat, mit dieser ihrer Gitarre hinübergegangen. Mit Jubel hat man dort meine Mutter empfangen, denn sie war eine schöne, hoheitsvolle Frau. Sie hat es dann uns erzählt, wie sie in dem kleinen Saale, der vom Kerzenlicht hell erstrahlte, im Kreise der reichgekleideten Gesellschaft gestanden hat, und wie sie sang, wie ihr Herz gezittert hat vor Angst um uns Kinder daheim und vor Angst um den Vater, der im Versteck unter der Tonne im Keller verborgen war, wie es ihre Seele mit Jammer zerrissen hat, hier vor dieser leichtfertigen Gesellschaft in französischer Sprache singen zu müssen mit deutschen Lippen und deutscher Zunge, wie sie mit kalten Händen die Saiten gezupft hat in Gedanken daheim, — in Sorge und Jammer.

Als nach dem ersten Liede rauschender Beifall die Sängerin belohnt hat, da ist sie mutiger geworden. Wie ein Blitz ist der Gedanke in ihr aufgezußt, so schön zu singen, wie nur möglich, um die Gunst des Königs, die sie vielleicht einmal brauchen könne, zu erringen. Und die Stimme meiner Mutter hat wunderbar geklungen, daß die Leute draußen auf dem Marktplatz stehen geblieben sind, um dem Gesang zu lauschen, der zu den geöffneten Fenstern hinausschwebte. Immer lauter ist der Beifall geworden, so daß niemand es gemerkt hat, wie meine Mutter ein schönes Lied von Mozart in deutscher Sprache gesungen hat.

Der König hat sich freundlich mit der Mutter unterhalten und sie gebeten, ihr ein Zeichen seines Dankes geben zu dürfen. „Sire“, hat da meine Mutter gesagt, „Sie haben mich rufen lassen, als Sie mich brauchten. Ich kam und erfüllte Ihren Wunsch. Ich gab Ihnen ein Konzert, ich half Ihnen zu einer angenehmen Stunde! Ich nehme Ihren Dank mit freuden an, Sire, wenn ich ebenfalls Gelegenheit haben sollte, Sie darum zu bitten, daß Sie eine trübe Stunde meines Lebens zu einer angenehmen zu wandeln mächtig wären.“

„O, weshalb sollte ich nicht dazu mächtig sein?“ hatte der König Jérôme gelacht. „Singen Sie uns zum Schluß noch ein schönes Lied, und ich will mich freuen, Ihnen, Madame, meinen königlichen Dank abtragen zu können.“

Da hat meine Mutter noch ein altes provenzalisches Volkslied begonnen. Mitten im zweiten Vers ist draußen die Menge unruhig geworden. Ein Tumult ist entstanden, und der König hat meiner Mutter bedeutet, aufzuhören, hat seinen Adjutanten hinausgeschickt. Der sollte Kunde bringen, was denn eigentlich sei.

Da hat meine Mutter auf einmal die schrille Stimme der Katharina gehört und ist vor Schreck ohnmächtig umgefallen. Doch bald ist sie, von Angst getrieben, wieder zu sich gekommen, und der König hat zum Fenster hinabgesprochen. Voll Schreck hat meine Mutter vernommen, daß es sich um ihren Mann gehandelt hat, und die Angst, liebes Hannerle, hat seine Ohren. Sind da nicht Schritte laut geworden auf der Treppe? —

Da ist die Flügeltür aufgegangen, und zwischen zwei französischen Soldaten brachten sie — meinen Vater geschleppt.

Mein Vater ist wie zu Stein erstarrt gewesen, als er die Mutter mitten in der französischen Gesellschaft gesehen hat. Sein von der Kellerräuf bleiches Gesicht

hat alt und krank ausgesehen. Französische Soldaten haben in der Abwesenheit Mitters den Vater entdeckt und vor den König Jérôme gezerzt und erzählt, daß sie den Apotheker, der sich dem Heeresbefehl Napoleons, mit der Armee zu Hilfeleistungen nach Rußland zu gehen, entzogen — endlich gefunden hätten.

Da aber ist meine Mutter vor Jérôme hingetreten und hat gesagt: „Jetzt, Sire, ist die Stunde gekommen, wo Sie Ihren königlichen Dank abtragen können. Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen, daß diese Kleinigkeit in Ihrer Macht steht. Dieser Mann, den Ihre Soldaten in so unhöflicher Weise hierher gebracht haben, ist mein Gatte, der Vater meiner beiden Kinder. So machen Sie denn diese Tat Ihrer Leute ungeschehen, Sire!“

Der König Jérôme soll eine Weile mit sich gekämpft haben, denn er war ein Großsprecher und kleidete seine königliche Würde gern in den Mantel der Gewalt. Aber dann hat er meinem Vater die Hand gereicht und gesagt: „Ich will, daß Sie, Monsieur, und Sie, Madame, mich für einen Mann von Wort und Ehren halten. So soll denn diese trübe Stunde Ihres Lebens durch meine Gunst ebenso froh werden, wie die Stunden, die Madame Elisabeth uns durch ihren Gesang versüßt hat.“ Dann wandte sich der König an seine Offiziere und befahl ihnen, die Ordnung herzustellen und Ruhe zu schaffen.

„Nun singen Sie uns Ihr Lied zu Ende, Madame“, bat der König meine Mutter. „Ich werde nicht so bald wieder so schönen Gesang hören.“ Die Gesellschaft ordnete sich wie vorher, und der Vater, dem Leben und Freiheit wiedergegeben war, mußte in einem Sessel neben dem Besitzer des Hauses Platz nehmen. Meine Mutter aber hat das Lied zu Ende gesungen.

Dann hat der König meiner Mutter die Hand gefügt und hat sie und Vater unter dem Schutz seiner Offiziere heimbringen lassen.

Siehst Du, Hannerle, soviel hat die alte, liebe Gitarre schon erlebt. Du hast eine Stimme, so schön und hell wie Urahn Elisabeth, meine Mutter. Lerne singen, sei fleißig! Dann sollst Du die alte Gitarre haben, und auf ihr spielen zum Andenken an Deine Urgroßmutter. Du sollst sie heilig halten, denn sie hat Leid und Freud wandeln helfen in trüber Zeit.“



Seltene Leuchtwesen der Tiefsee.

Besonders eigenartig hat uns Menschen von jeher die Fähigkeit gewisser Pflanzen und Tiere berührt, im Dunkeln zu leuchten. Während die merkwürdigen Lichterscheinungen am Himmel durch Bestrahlung der Sonne oder elektrische Einwirkungen in der Atmosphäre erzeugt werden, existiert in der Natur eine ganze Anzahl niederer Lebewesen, die aus eigener Kraft und, wie die neuesten Forschungen gelehrt haben, ganz willkürlich einen Lichtschein an ihrem Körper hervorzubringen imstande sind. Das gilt vor allem von den Bewohnern der Tiefsee, deren Gewohnheiten erst in jüngster Zeit durch wiederholte wissenschaftliche Expeditionen und durch das Interesse namhafter Gelehrter näher bekannt geworden sind. In einer Tiefe von 5000 Meter, unter dem gewaltigen Druck einer Wassersäule von 800 Atmosphären, wo man Tod und ewige Finsternis vermutete, erschloß sich plötzlich den erstaunten Forschern eine wunderbare Märchenwelt in Fauna (Tierwelt) und Flora (Pflanzenwelt) wie sie die kühnste Phantasie sich nicht hatte träumen lassen.

Wunderliche Fische mit unförmigen Mäulern, Polypen mit Fangarmen von mehreren Metern Länge, Spinnen mit gigantischen Stiefbeinen, Korallen und Sträucher, die sich in jedem ihrer tausendfältigen Glieder bewegen, Seesterne in den sonderbarsten Formen, — alles Wesen, deren Fortkommen unter normalen Existenzbedingungen garnicht möglich wäre. Und was das Merkwürdigste an ihnen ist: Fast alle tragen ein regelrechtes Laternenchen, teils hinter oder unter dem Auge, teils an einem langen Nervenstrange oder über den ganzen Körper verteilt.

Wie die Mimikry durch ihre äußere Erscheinung, die ekelhaften Molche der Welsberger Grotte durch die Seh-

organe und die langstieligen Spinnen in den feuchten Mammutkählen Süd-Amerikas durch die Fortbewegungswerkzeuge Anpassung an ihre Umgebung suchen, so hat die Tiefsee ihren Bewohnern eine neue Daseinsmöglichkeit geschaffen, die sie zur selbsttätigen Beleuchtung zum Gebrauche ihrer Augen in der Dunkelheit der Tiefsee befähigt. Aus einer Tiefe von 2500 Faden (1 Faden = 1,8288 Meter) hat man Garnelen und Medusen gezogen, deren Körper von einer Milchstränge glühender Sternchen geradezu überhäuft war. Der Malakosteus, eine erst in jüngster Zeit entdeckte Fischart, trägt über jedem Auge ein Doppellicht, das er je nach Belieben in feuerroten oder smaragdgrünen Farben entzünden kann. Sein Rivale, dem die Wissenschaft mit den Gattungsnamen stomias boa gegeben hat, übertrumpft ihn noch bei weitem an Schönheit der Leuchtorgane. Nicht weniger als 340 glänzende Plättchen hat man an seinem Unterleibe gezählt, die in den verschiedensten Regenbogenfarben schillern. Alle versehen sie gemeinsam die Funktionen eines äußerst feinen, komplizierten Organs, das gleichzeitig lichtspendend und lichtempfangend wirkt. Es leuchten ferner der sogenannte Echtenfisch, der Leuchthai, Euplotheuthis diadema, und zahlreiche Krebsarten. Die Quallen, deren bedeutend kleinere Abarten den Besuchern unserer Seefästen bekannt sind, erscheinen in allen denkbaren Farben, besonders in gelb, rot und himmelblau. Ihr Körper schwimmt wie eine große Leuchtkugel frei im Wasser. Das kunstvolle Röhrengestüt der Orgelloralle leuchtet in all seinen Stockwerken. Die Bohrmuschel wie auch einige Muscheln querschnitten aus ihrem Körper eine schleimige Substanz, die sich auflöst und dadurch das Wasser für einige Zeit erhellt. Der Körper der Feuerwalzen, ellipsenförmiger Manteltiere, scheint in geschmolzenes Eisen getaucht zu sein. Der Naturforscher Panceri hat an einer einzigen Feuerwalze von acht Zentimeter Länge und vier Zentimeter Durchmesser nicht weniger als 6400 leuchtende Sternchen gezählt.

Natürlich ist die Intensität (Stärke) der Leuchtkraft bei den einzelnen Lebewesen der Tiefsee sehr verschieden. Während der Argyropelecus nur ein bescheidenes Silberbändchen nach sich zieht, hat der Zoologe Beer an einem von ihm bei Neapel gefangenen Exemplare der gefräßigen Tiefseehaie einen Lichtkreis festgestellt, der im Radius (Halbmesser) mehr als vier Meter betrug. Bei seinem Scheine war, ähnlich wie dies bei dem südamerikanischen Leuchtstärker Eucyba der Fall ist, ein bequemes Lesen und Schreiben möglich.

Die Wunderwelt des Ozeans ist unerschöpflich. Alles leuchtet, alles muß leuchten, denn der Selbsterhaltungstrieb in der Endlos ewiger Finsternis erfordert solche Waffen. Jetzt ist es still und dunkel auf dem Meeresgrunde. Eine Spinne nur stützt gravitatisch mit langen Beinen umher und sitzt plötzlich auf ein Fischungeheuer, ein „pelikanähnliches Weitmaul“, dessen Körper mit einem unserer im Haushalte gebrauchten Kochlöffel frappante (überraschende) Ähnlichkeit hat. Die Spinne erschrickt, steckt ihr Lichtlein an, um sich nach der Ursache der Störung umzusehen, doch verläßt es schnell wieder, als sie einen Feind entdeckt. Nun beginnt das Weitmaul seinerseits zu leuchten, um die Spinne nicht entweichen zu lassen. Eine wilde Jagd beginnt, in welcher das Weitmaul sicher Sieger geblieben wäre, wenn sich nicht ein riesiger Polyp unbemerkt herangeschlichen hätte. Kaum daß die Spinne und Weitmaul in seinen Baumbereich gekommen sind, was er an der Wellenbewegung des Wassers erkennt, entzündet er seine bunten Lichter, greift mit den weiten Fangarmen aus und läßt seine beiden Opfer in seinem Schlunde verschwinden. Währenddessen flammt es plötzlich an allen Seiten zu gleicher Zeit auf, in Milliarden von winzigen Lichtlein, die alle hastig durcheinander stürzen. Jedes strahlt in seinem schönsten Glanze. Alle aber übertrifft die herrliche Phosphoreszenz (die Eigenschaft Licht auszustrahlen) des Tintenfisches. Ein Perlen- diadem von wunderbarer Feinheit schlingt sich um seine Bauchseite: die vorderen Glieder irisieren (schillern) wie Rubine, die hinteren wie klare Kristalle. Ein tiefblauer Diamant in der Mitte steht zu den übrigen Farben in seltsamem Gegensatz. Unter den Augen sind mehrere Reihen kleiner Ketten angebracht, die zum Teil in ultramarinblauem, zum großen Teile jedoch in perlmutterfarbigem Glanze strahlen.

Die Tiefsee mit ihren Lebewesen bietet ein unendlich ergiebiges Arbeitsfeld für die Wissenschaft. Ihre Erforschung ist ein Ruhmesblatt in der Naturgeschichte der modernen Zeit.

Doch wie tief auch menschliche Werkzeuge schon gedungen sind, immer wieder wird man im Laufe der Zeit noch tiefere, eigenartigere Stellen auf dem Meeresgrunde entdecken, die vielleicht wieder gänzlich neue, seltsame Lebewesen bergen und die alte Wissenschaft über den Haufen stürzen.

K. v. Werthel.

Insekten als Flugkünstler.

Auf den außerordentlichen Instinkt der Insekten, der sie befähigt, sich in vor- teilhaftester Weise den atmosphärischen und physikalischen Bedingungen des Fliegens zum Zwecke rascher Fortbewegung anzupassen, machte bereits Darwin aufmerksam, der beobachtete, daß z. B. Spinnen sich auf eigens zu diesem Zweck verfertigten Fäden durch den freien Raum tragen lassen, um so als „Planktons“ der Luft dahinzuschweben. Aber diese Spinnen stehen hinter den echten Flugtieren aus dem Insektenreiche weit zurück, da sie sich in Betreff des Zieles ihrer Reise bedingungslos dem Zufall der Luftströmung anvertrauen müssen. Als selbständige Flieger, ja geradezu als Flugkünstler sind dagegen die echten Flugtiere zu betrachten, denen die ihnen von der Natur verliehenen Flugapparate es ermöglichen, sich in raffinierter Weise der Technik des Fliegens zu bedienen. Hierbei ist die Steuerfähigkeit der Insekten beim Fluge, über die der Erlanger Privatdozent Dr. F. Stellwaag in den „Naturwissenschaften“ höchst lehrreiche Ausführungen macht, in Hinblick auf die moderne Fliegerkonkurrenz der Menschen eines besonderen Interesses wert. Die Richtung des Fluges wird vor allem durch die Lage von Kopf und Thorax bestimmt, da ja diese Körperteile die Luft durchschneiden müssen. Demnach hängt die Flugrichtung von dem Schwerpunkt und der Lage der beweglichen Unterstützungsachse ab. So verändern die Hautflügler den Schwerpunkt willkürlich durch die Beweglichkeit ihres geflügelten Hinterleibes, der ihnen als Steuer dient. Bei einigen dieser Insekten werden auch die Beine zur Verschiebung des Schwerpunktes zu Hilfe genommen. Bei anderen Insekten dient das eine Flügelpaar der Fortbewegung, das andere zur Richtungsänderung. Bei den Käfern, deren Hinterleib nicht die erforderliche Beweglichkeit besitzt, müssen die Flügeldecken zur Steuerung benützt werden. Sie stehen während des Fluges so über dem Schwerpunkt, daß die kleinste Lageveränderung beeinflussend wirkt. Aber die beste Steuerfähigkeit verfügen die Zweiflügler, die an jeder Seite des Hinterteiles ein sog. Schwingkölbchen besitzen. Neuere Forschungen vertreten die Ansicht, daß weniger das Gewicht gewisser Körperteile richtungsändernd wirkt, als vielmehr ihre Form. Die Vertreter der Gewichtstheorie führen als solche Steuervorrichtungen die Deckflügel der Käfer, die Schwingkölbchen der Dipteren, sowie den Hinterleib und die Beine bei den übrigen fliegenden Insektengruppen an. Dr. Stellwaag hingegen vertritt nach seinen neuesten Untersuchungen die Meinung, daß im allgemeinen weder das Gewicht noch die Form bestimmter Körperteile für das Steuervermögen der meisten Insekten maßgebend sind, daß Beine und Hinterleib sehr wenig als Gewichts- oder Drucksteuer in Betracht kommen, sondern die Fähigkeit des Steuerns beim Fluge hauptsächlich in den Flügeln zu suchen ist.

Der Ortsinn der Fische.

Die Frage, ob die Fische hoch genug entwickelt sind, um einen gewissen Sinn für Ort und Zeit empfinden und bekunden zu können, wird auf Grund der neuesten Forschungen bejahend beantwortet. So wurde man bei längeren Beobachtungen an

dem amerikanischen Küstenfisch „Fundulus majalis“ darauf aufmerksam, daß diese Fische bei steigender Flut in Uferlachen gelangen, nach Fall des Wasserstandes aber nicht mehr in den stehengebliebenen Lachen zu finden sind. Wie in der „Anschau“ bemerkt wird, beruht dies nach den Betrachtungen des amerikanischen Forschers S. O. Mast darauf, daß die Fische, wenn der Wasserspiegel sich wieder zu senken beginnt, nach dem Ausfluge der Lachen hinschwimmen, um die Wassertiefe zu prüfen und, sobald dieselbe ihnen zu flach zu werden scheint, rechtzeitig hinausschwimmen. Wenn man nun während des Fallens des Wassers den Ausfluge der Lache versperre, so wurden die Fische unruhig und schwammen mehrmals am Rande der Uferlache umher, als ob sie einen Ausweg suchen wollten; eine Erscheinung, die unbedingt mit dem Vorhandensein eines Ortssinnes in Einklang zu bringen ist. Schließlich beginnen die Fische über Land nach dem Meere zu wandern, indem sie sich elastisch fortschnellen. Da sie fast stets diesen Weg sofort in der Richtung zum Meere und nicht auf der seeabgewandten Seite suchen, erscheint hierdurch ihr Ortsinn praktisch ziemlich einwandfrei erwiesen. Selbst wenn die Absperrung des Tümpels kurz vor dem Fallen des Wasserstandes erfolgt, bereiten die Fische, nachdem sie sich von der Absperrung überzeugt haben, sich zur Wanderung über die Sandbank nach dem Meere vor, woraus man ersehen kann, daß sie auch über eine gewisse Kenntnis der Zeit des Ebbesintritts verfügen.

Eine Rahe, die Ratten jagt.

Seltene Tierfreundschaften werden so wohl von den Zoologen wie auch vom Publikum bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachtet, und die Fälle, in denen z. B. ein Kanarienvogel und ein Hund oder Hund und Rahe, Katzen und Hasen enge Freundschaft schließen, sind längst nichts neues mehr. Einen besonders interessanten Beitrag aber zum Kapitel merkwürdiger Tierfreundschaften liefert der ausgezeichnete Kenner des Tierlebens Frances Pitt in einer englischen Zeitschrift, in der er über eine Rahe berichtet, die das bei Tieren nach den verschiedenen Rassen instinktmäßig ausgebildete Feindschaftsgefühl so weit zu überwinden wußte, daß sie sogar eine Ratte an Kindesstatt annahm. Der Forscher, der sich jahrelang dem Studium der Tierfreundschaften gewidmet hatte und dabei bemerkte, wie manchmal zwei Exemplare einander sonst nicht gerade sehr freundschaftlich gesinnter Rassen zu Kameraden werden, unternahm den Versuch, einer Rahe, die eben Junge geworfen hatte, eine neugeborene, noch blinde Ratte anstelle ihrer Jungen unterzuschieben. Die Katzenmutter nahm auch, trotzdem sie bislang eine scharfe Ratten- und Mäusejägerin gewesen war, die Ratte liebevoll auf und nährte sie mit ihrer Milch, als ob es sich um ihre eigenen Jungen handelte. Die Ratte entwickelte sich schnell bei dieser Pflege und schien sich auch sehr wohl zu fühlen, nur bereitete ihr anscheinend die Reinlichkeitsliebe ihrer Pflegemutter Verdruss; aber die Rahe zeigte sich in diesem Punkte unerbittlich und hielt jeden Morgen die quieschende Ratte zwischen ihren Vorderpfoten fest, bis sie sie von der Schnauze bis zum Schwanz reingeleckt hatte. Dieses

Zusammenleben dauerte zwei volle Jahre und erweckte das Staunen der englischen Zoologen, die sich mehrmals persönlich von dieser ungetrübten und merkwürdigsten aller Tierfreundschaften überzeugten.

Knacknuß.

Ein armer Mann auf dem Lande fühlte sich dem Tode nahe. Sein ganzer Besitz war ein Acker, den er unter seine vier Söhne verteilen wollte. Leider hatte der Acker die Form eines rechtwinkligen Dreiecks. Der Mann, der nichts von der Planimetrie oder der Lehre von den ebenen Flächen verstand und kein großer Rechenkünstler war, wußte daher nicht, wie er es anfangen sollte, um den dreieckigen Acker in vier gleichgroße Stücke zu teilen. In seiner Not wandte er sich an den Lehrer, der ihm denn auch sagte, wie er die Teilung vorzunehmen habe. 1. Auf welche Weise hat nun wohl die Teilung des Dreiecks stattgefunden? 2. Wenn die zwei den rechten Winkel bildenden Seiten oder Katheten des Dreiecks je 400 Meter lang waren, wie lang war dann die dritte, dem Winkel gegenüberliegenden Seite oder Hypotenuse? 3. Welchen Flächeninhalt hatte der Acker? 4. Wie lang wurden die Seiten jedes der vier Teile? 5. Welchen Flächeninhalt hatte jeder dieser Teile?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Räselecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Sieben Knacknußchen für die Kleinsten.

1. Mit B betrachtet sich ein jeder, Mit W erlegt es mancher Jäger.
2. Mit B ist es in jedem Haus, Mit F nimmt jeder Koch es in Gebrauch.
3. Mit M liegt es vor Trepp und Tür, Mit R ist es ein kleines Tier.
4. Mit R ist es beliebt beim Wandern, Mit H ergreift es manchen andern.
5. Mit Sch zogs gegen Englands Wehr, Mit R ist es ein Fels im Meer.
6. Mit T legt man gar vieles drauf, Mit F hält sich im Wasser auf.
7. Mit D ist es auf jedem Haus, Mit B kommts aus der Quell heraus.

Kurt und Erika Hassenbach, Viebrich a. Rh. (9 und 11 Jahre alt).

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Gibt Müller 1 Teil, so gibt Schulze 2 Teile + 200 M. Da Schmidt das dreifache des Schulze weniger 300 M. beiträgt, so zählt er 3×2 Teile und 3×200 M. = 300 M. = 6 Teile und 300 M. Zusammen zählen demnach Müller, Schulze und Schmidt 9 Teile und 500 M. Da sie 3000 M. einzahlen, sind also 9 Teile und 500 M. = 5000 M., 9 Teile allein aber 4500 M. Ein Teil beträgt also 500 M. So viel zählt Müller. Schulze zählt mithin $2 \times 500 + 200$ M. = 1200 M. und Schmidt 3×1200 M. = 3600 M. $500 + 1200 + 3600 = 5000$ M.